

Lollis und Gemächte

Maria de Alvears faszinierende Oper „Colourful Penis“ in Hellerau

Der Meister wäre entzückt gewesen. Schon der Titel der neuen Oper seiner Schülerin Maria de Alvear hätte Mauricio Kagel sicher gefallen. Und darüber, wie der „colourful penis“ dann tatsächlich seinen Auftritt hat, wäre der kürzlich verstorbene schalkhafteste aller Komponisten vollends begeistert gewesen: Als blaue und gelb schillernde Lollis hängen die Gemächte an langen Bindfäden von den Bäumen im Park des Festspielhauses Hellerau hinunter, und jeder Premierenbesucher darf sich ein Exemplar für den Heimweg abschneiden.

Doch anders als der kesse Titel vermuten lässt, ist das knapp einstündige Kammerstück Maria de Alvears kein aufgepumpter Sexualulk, sondern ein standfestes Opus. Einen einzigen Lebensmoment hat die 48-jährige Spanierin, die auch das Libretto schrieb, zum Gegenstand ihres Stücks gemacht: Ein Soldat ist im Begriff, eine Bärin zu erlegen. Doch bevor er abdrückt, schießen die verschiedensten Gedanken und Zweifel durch den Kopf. Die Bärin wird unversehens zur Frau, von allen Seiten tanzen skurrile Wesen herbei wie Phantasien aus den Verliesen des Unbewussten, verknäulen und vermengen sich zu sinnlich aggressiven oder auch symbolschweren Konstellationen von flüchtiger Konsistenz.

Eine Handlung zu suchen, ist müßig. Doch auf die kann Alvear getrost verzichten. Virtuos balanciert sie den labilen Gleichgewichtszustand der angehaltenen Zeit immer wieder neu aus, setzt dem in skandierendem Unisono ritornellartig zur Entscheidung drängenden Chor unvermutete Beharrungskräfte entgegen. Mal sind es drei knapp bekleidete Frauenfiguren aus der prachtvollen holländischen Sängertuppe *VocaalLAB*, die sirenenartig mit lockenden Soprantönen den Mann umgarnen, mal ein falsettierend zeternder Wicht im blauen Ballkleid, manchmal sind es gehauchte, gefiepte Töne à la Stockhausen, die als stimmsteno-graphische Signale als beunruhigend Unbestimmtes von außen in den Kopf des Soldaten zu dringen scheinen. Nie werden diese Bilder so konkret und statisch, dass sie den fragilen Schwebezustand durchbrechen – schon der französische Text soll einen Schleier über das Geschehen legen, steht sinnfällig für die halb bewusste Wahrnehmung des eigenen Gedankenstroms, aus dem nur groteske Wortbildungen wie „Penisbaum“ und „Peniswelt“ bockig herausragen.

Ein überaus raffiniertes Kunstwerk ist dieses „Sinnspiel“ – ein Spiel mit Gedanken ebenso wie mit Klängen. Wie ein seismographischer Apparat zeichnen die Musiker des Berliner Ensembles *KlangArt* die Impulse auf, die durch das Hirn des

Soldaten jagen, schichten minimalistische Patterns von Klavier, tiefen Solostreichern oder Xylophon übereinander, aus denen hin und wieder verfremdende Cluster wie plötzliche Kurvenausschläge herauszucken. Zugleich ist Alvears Musik oft von einer eigentümlichen lichten Sinnlichkeit, lockt mit gleißenden Lichtpunkten im Schlagwerk, schafft dann wieder sinnlich schwüle Beinahe-Ruhezonen, die sich unversehens wieder zu energiegeladenen Crescendi ballen, ohne sich allerdings jemals zu expliziten Gefühlsäußerungen zu verdicken. Es liegt nicht nur an der französischen Sprache, dass die farbigen Vokalpartien an Debussy und Ravel erinnern – der Soldat (Romain Bischoff) wirkt mit seinen quälenden Selbstzweifeln wie ein Cousin von Debussys Golaud aus dem „Pelléas“, seine Traumfiguren haben die gleiche bizarre Überpräsenz wie Ravels Zauberdinge.

Alvear belässt ihrer Musik – auch das ist typisch französisch – einen Rest von Geheimnis, der nicht nur den Kern ihres Sujets, die tatsächliche Unerklärbarkeit spontaner Entschlüsse, trifft, sondern dem „Colourful Penis“ auch einen großen Spielraum für szenische Realisierungen eröffnet. Die Suggestionskraft von Anna Malunats Uraufführungsinszenierung dürfte jedoch nur schwer zu über-



Romain Bischoff als Soldat in Alvears „Penis“-Oper. Foto: Matthias Creutziger

treffen sein. Malunat, 2005 Gewinnerin des prestigeträchtigen Grazer Preises für Opernregie, hört auf die Musik und verortet das Entscheidungsfindungsorgan des Mannes unter der Hirnschale statt zwischen den Beinen. Im Festspielhaus sitzen nicht nur die Musiker, sondern auch das Publikum verteilt unter aufgelösten Seilen, die anfangs bis auf den Boden herunterhängen. Nur in der Mitte umspinnen sie kokonartig den Soldaten – ein Bild, das für einen Wald genauso taugt wie für die Nervenstränge des Hirns (Bühne: Jan Kattein), und das die Möglichkeit bietet, die Schichten von Musik und Szene nach dem Bewusstseinsgrad ihrer Wahrnehmung räumlich zu staffeln. Im Verlauf des Abends lichtet Malunat allmählich das Dickicht, schafft Helle und Klarheit, ohne jedoch die Entscheidung vorwegzunehmen. Bis zuletzt hängt die Entscheidung über Leben oder Tod von einem einzigen nervlichen Impuls ab. Und es kann gut sein, dass dem wirklich so ist. JÖRG KÖNIGSDORF